

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Band: 25 (1931)
Heft: 1

Anhang: Der Taubstummenfreund : Nr. 7

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Taubstummenfreund

Monatliche Beilage der „Schweizerischen Gehörlosen-Zeitung“

Fortbildungsblatt für jugendliche Taubstumme

Unter Mitwirkung des Schweiz. Fürsorgevereins für Taubstumme und der Schweizerischen Taubstummenlehrer
herausgegeben von der Schweiz. Vereinigung für Bildung taubstummer und schwerhöriger Kinder

Redaktion: A. Gukelberger, Wabern

1. Januar 1931

Nr. 7

2. Jahrgang

Zum neuen Jahre.

Das alte Jahr eilt seinem Ende entgegen, das neue steht vor der Tür. Beim Rückblick auf das alte Jahr gedenken wir tiefbewegt des Heimgangs von Herrn Direktor Bühr in St. Gallen. Er hat der schweizerischen Taubstummen-erziehung und -Fürsorge neue Ideen (Gedanken-pläne für Verbesserung und Fortschritt) gegeben, hat die Schweizerische Vereinigung für Bildung taubstummer und schwerhöriger Kinder gegründet, an der Vorbereitung zur Gründung der Lehrwerkstätte mitgearbeitet und im „Führer durch die schweizerische Taubstummenbildung“ ein Werk geschaffen, das wie kein zweites geeignet ist, in allen Kreisen des Volkes Verständnis für die Taubstummensache zu wecken. Das zeigt uns, daß der Verstorbene ein wahrer Freund der Taubstummen war. Ja, das war er. Als das Schweizerische Taubstummenheim für Männer in Uetendorf eingeweiht wurde, gefiel ihm die Lage und Einrichtung des Hauses so sehr, daß er den Hausvater fragte, ob auch Hörende ihre Ferien im Heim zubringen dürften. Als der Hausvater das bejahte, sagte er, daß es ihn gelüsten würde, hier einmal einige Zeit zu wohnen. Ein Herr verwunderte sich darüber, daß er in den Ferien die Gesellschaft der Taubstummen aufsuchen wolle. Da sagte Herr Direktor Bühr: „Der Verkehr mit den Taubstummen ist mir immer eine große Freude.“ Das stimmt überein mit dem, was uns Herr Thurnheer in dem so lebensvoll geschriebenen Lebensbilde des Heimgegangenen mitgeteilt hat. Die Taubstummenanstalt St. Gallen hat einen schweren Verlust erlitten, aber auch wir, die Taubstummen und ihre Erzieher und Freunde haben durch den Hinschied des Herrn Direktor Bühr viel verloren. Er wird uns noch lange fehlen. Sein Andenken wird in Ehren gehalten werden.

Ein denkwürdiges Jahr liegt hinter uns. Die schweren Unwetterkatastrophen, der Aus-

fall in der Kartoffel- und Obsterte, die Krise in der Textilindustrie haben auf das wirtschaftliche Leben der Schweiz gedrückt (Arbeit und Verdienst in Industrie, Gewerbe, Landwirtschaft und Handel wurden geschädigt). In Deutschland, England und Amerika sind etwa acht Millionen Menschen arbeitslos. Welches Elend! Man spricht von einer Weltkrise (Störung des Handels und der Arbeit auf der ganzen Welt). Wir einfachen Menschen vermögen die Ursachen dieser Weltkrise nicht zu erkennen. Unser Land ist davon noch nicht so schwer betroffen wie die drei genannten großen Länder. Das ist am Ende des Jahres ein Grund zum Danken. Gott behüte unser Land auch im kommenden Jahre vor schweren Schädigungen des wirtschaftlichen Lebens. Wer eine gesicherte Arbeit hat, möge das mit Dank gegen Gott als eine Wohltat erkennen; denn es bleibt dabei: Arbeiten können und dürfen ist kein Fluch, sondern eine Wohltat.

Wenn wir dem Herrn aus aufrichtigem Herzen für alle seine Wohltaten danken, so können wir auch dem neuen Jahre mit Vertrauen entgegen gehen. Mag auch Schweres kommen, so dürfen wir dennoch glauben, daß der Vater im Himmel in allem nur Absichten der Liebe hat.

Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf ihn allezeit,
Den wird er wunderbar erhalten
In aller Not und Traurigkeit.
Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.

Die Pfahlbauer.

(Fortsetzung.)

In dem Dörflein ging es aus und ein, wie bei einem Ameisenhaufen. Auf dem Lande wurden große Neze voll Tannenzweige und Laub als Streue geholt. Andere brachten allerlei Steine.

Am Abend brannte in jeder Hütte Feuer. Die Leute waren mit dem Einräumen fertig

geworden. Die Pfeife des Häuptlings rief alle vor das Gemeindegewölbe.

„Morgen feiern wir!“ sprach er. Alle jubelten. Die Ketten an ihren Halsen klapperten. „Und damit wir ein gutes Essen haben,“ fuhr Hatt fort, „will Witt einen Urochsen erlegen!“

Nun rief das Volk noch freudiger. Netze und Messer flogen in die Höhe. Die Augen glänzten und jeder wünschte, daß die Nacht schon vorbei wäre. Die Leute traten in ihre Hütten zurück. Mit scharfen Feuersteinen schabten die Männer einander die Härte weg, rieben die Körper mit Fett ein und malten sich mit Röteln und Kohlenrote und schwarze Ringe und Punkte auf Wangen, Stirne und Leib. Die Frauen bereiteten süßen Met¹ aus Honig, Holunder und Wasser. Hatt, des Häuptlings Frau, hatte schon einige Tage zuvor um das Fest gewußt. Sie hielt in drei gewaltigen Krügen mit engen Halsen Gerstenbier bereit. Als sie einen Holzpfropfen herauszog, drängte weißer Schaum heraus. Befriedigt steckte sie den Zapfen rasch wieder ein.

* * *

Als die Sonne sank, schritt Witt mit einem Trupp Kameraden davon. Jeder hatte Art, Pfeile und Bogen umgehängt. Lautlos schritten sie dahin. Witt hielt die Blicke suchend auf den Boden geheftet. Sie hörten in der Nähe einen Bach rauschen. Im Uferlande fanden sie Fußspuren.

„Da sind wir!“ sprach Witt. „Gestern sah ich die Ochsen hier trinken.“

Die Fackeln wurden an Aeste angehängt. In ihrem Lichte sah man, wie das Schilf und niedrige Gebüsch zertrampelt war. Die Urochsen waren gewohnt, immer an derselben Stelle zu trinken. Witt wußte das. Mit Hacken gruben sie nun ein vier Schritt breites und fünf Schritt langes Loch in die Erde. Als sie nur noch mit den Köpfen darüber herauschauten, sprangen sie heraus. Dann deckten sie die Grube mit dürrer Buchengeäste, Schilf und Moos, so daß man sie nicht mehr sah.

Schon graute² der Morgen. Witts Kameraden kletterten auf die Bäume, die rings um das versteckte Erdloch herum standen. Sie wollten dem Kampfe ihres Anführers zusehen. So leise hatten sie die Bäume erstiegen, daß nicht einmal die Vögel es merkten. Auch die Fackeln waren gelöscht worden. Keiner sprach mehr ein Wort. Alle horchten in die Ferne. Zuweilen such-

ten sie Witt. Der stand mit Pfeil, Bogen, Art und Netz versteckt im Gebüsch, der Grube gegenüber.

Endlich hörte man ein Getrampel näher kommen. Die Vögel wurden unruhig. Das Gebüsch trennte sich, ein Stier mit mächtigen Hörnern und breitem Rücken trat ungestüm¹ hervor. Hinter ihm sah man noch eine ganze Reihe runder Leiber erglänzen.

Plötzlich hielt der erste im Gehen inne, schnupperte² auf dem Boden und ließ ein warnendes „Mmu!“ ertönen. Die hintern Tiere standen still. Suchend blickte der Stier umher. Witts Bogen sirrte.³ Der Pfeil traf den Ochsen in die rechte Seite. Wütend brüllte er. Witt trat hervor, den Bogen gespannt, schoß wieder und traf das Tier in die Brust. Grimmiger brummte der Ochse, der nun den Feind erblickte. Wie der Blitz senkte er den Kopf und setzte zum Sprung wider den Gegner an. Der suchte ihn durch Schreien und Fuchteln⁴ mit den Armen noch besonders zu reizen.

Nur ein halb Duzend Schritte machte das Tier. Dann brach der Boden unter ihm. Es stak in der Grube. Witts Genossen schrien vor Freude: Der Fang war sicher.

Von dem menschlichen Geheul erschreckt, flüchtete die Herde der Urrinder in den tiefen Wald hinein. Der Leitstier⁵ in der Grube versuchte herauszuspringen. Da flog ihm das Jagdnetz über Hörner, Augen und Nase. Witt hatte es mit sicherem Wurf geschleudert. Der Stier versuchte es abzuschütteln. Als er den Vorderhuf hob, verwickelte er das Bein in den Schlingen. Brüllend nahm er auch den andern Fuß zu Hilfe: nun fiel er in die Knie. Jetzt war Witt an der Grube. Er warf Pfeil und Bogen weg, hielt in der Linken das Steinbeil und rechts einen mächtigen Krummdolch, aus einer Rippe verfertigt. Er sprang dem Ochsen rittlings⁶ auf den Rücken und stieß ihm den Dolch in den Hals. Wie ein Springbrunnen spritzte das schwarze Blut hervor. Witt wußte, daß er gut getroffen hatte und daß der Stier verenden⁷ mußte. Dieser schüttelte sich vor Schmerz. Er strengte seine letzten Kräfte an. Sein Körper zitterte leise. Da krachten die Stricke. Der Ochse

¹ ungestüm = wild, heftig.

² schnuppern = mit der Nase suchen und Luft einziehen.

³ sirren = mit feinerem Laute surren.

⁴ fuchteln = mit etwas rasch hin- und herfahren.

⁵ Leitstier = Führer der Tiere.

⁶ rittlings = wie ein Reiter sitzend.

⁷ verenden = sterben, besonders von den Tieren.

¹ Met = berauschesendes Honiggetränk.

² grauen = anbrechen.

stand mit einem Ruck auf das freigewordene Vorderbein. Witt glitschte¹ aus und fiel herunter. Im Augenblick saß er wieder auf dem Tier. Aber schon blutete er: er hatte einen Hornstoß erhalten. Wütend schlug er dem Urchsen den Schädel ein. Rechtzeitig sprang er dann aus der Grube. Der Stier fiel um. Köchelnd² bewegte er seine Beine hin und her. Dann wurde er still.

Rasch kamen die Kameraden Witts herbei. Die Augen des Stiers drehten sich aufwärts und verglasten³. Da sprang Witt noch einmal in die Grube, zog den Dolch aus dem Halse des Ochsen und trank mit der hohlen Hand von dem Blute. Hierauf zogen sie dem Tier das Fell ab, zerschnitten den Leib in Stücke und trugen diese heim. Voran schritt Witt mit dem Kopfe. Ein Freudengeheul empfing ihn. Das Fleisch wurde im Gemeindehaus gebraten.

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Basler Flugplatz.

Kürzlich sind wir auf dem Basler Flugplatz gewesen. Er liegt zwar nicht mehr im Stadtgebiet. Nein, er ist draußen bei Birsfelden im Kanton Baselland. Der ganze Platz ist abgegrenzt durch einen Stachelndrahtzaun. Niemand darf die ausgedehnte, weite Ebene betreten. Der Flughafen, das Sternensfeld genannt, muß frei sein. Sonst könnte es beim Landen Unglück geben. So gingen denn auch wir dem langen Flugplatz entlang zum Bureau der Aviatik-Gesellschaft. Wir konnten ohne weiteres eintreten. Ja, es wurde uns sogar ein Führer mitgegeben: Der Flugplatz-Boy. Der trug eine erdbraune Uniform und darauf glänzten wie Gold die beiden Reihen der Messingknöpfe. Er führte uns zunächst zu den Flugzeughallen, zu den sogenannten Hangars. Es sind im ganzen fünf, eine Haupthalle und vier Nebenhallen. In diesen Hangars werden die Flugzeuge untergebracht, wenn man sie nicht braucht oder wenn man sie reinigen und reparieren, flicken muß. In der ersten Halle sahen wir gleich zwei Flugzeuge: Ein Valair-Flugzeug und das berühmte Basler Tüübli. Das Valair-Flugzeug hat Platz für sechs Personen. Es ist also ein Verkehrsflugzeug. Die Kabine sieht inwendig ganz wohnlich aus wie bei einem Auto. Sechs bequeme Polsterfüße sind darin. Nur muß jeder

Fahrgast an seinen Sitz angegürtet werden. Sonst könnte er beim Landen oder bei Sturmwind von seinem Sitz herunter geschleudert werden. So werden ja auch die Kinder angegürtet auf der Sesseliritti an der Messe. Der Flieger oder Pilot hat auch ein Steuerrad wie der Chauffeur im Auto. Nur ist es viel kleiner. Dafür aber hat der Flieger an seinem Platz noch viele Schalter und Hebel. Er kann eben von seinem Sitz aus alles lenken: Die Räder, das Höhensteuer, das Seitensteuer und die Stabilisierungsflächen. Die Räder sind unten, zwischen Motor und Kabine. Sie tragen das Flugzeug auf dem festen Boden, doch so, daß das Schwergewicht nach hinten fällt gegen den Schwanz. So steht das Flugzeug auf dem Boden etwa wie ein Känguruh, auf zwei Beinen und auf dem Schwanz. Das Seitensteuer ist hinten und steht senkrecht wie die Schwanzflosse bei einem Fisch. Mit dem Seitensteuer kann der Flieger in der Luft links und rechts herumfliegen und prächtige Kurven machen. Steht das Seitensteuer links, dann fliegt er links herum; stellt er das Steuer rechts hinaus, dann geht's rechts herum. Auch das Höhensteuer ist hinten. Es steht wagrecht wie die großen Tragflächen, links und rechts neben dem Seitensteuer. Stellt der Flieger das Höhensteuer hoch, dann steigt die Flugmaschine. Klappt er das Höhensteuer hinab, dann senkt sich das Flugzeug zur Landung. Die Stabilisierungsflächen braucht der Flieger, wenn er gegen den Sturmwind kämpfen muß. Die bilden den hinteren Rand der Tragflächen. Diese Flächen kann man auf- und abkippen, so daß sie sich bewegen wie die Schwingen des Vogels. Sonst aber sind die Tragflächen fest und starr. Sie tragen ja das Flugzeug durch die Luft. Sie sind die eigentlichen Flügel des Riesenvogels. vorn im Kopf des Vogels sitzt der Motor. Den kann man auch vom Führersitz aus einschalten. Der Motor treibt die Schraubenflügel, die Propeller. Die Propeller sind meist aus Holz. Das Valair-Flugzeug war noch ganz aus Holz gebaut und überzogen mit einem steifen, wasserdichten Stoff. Man macht aber bereits die neuen Flugzeuge ganz aus Metall.

Hinten im Hangar sahen wir das Basler Tüübli. Es ist klein. Nur der Pilot kann darin Platz nehmen. Dafür aber kann es hoch steigen. Mit dem Basler Tüübli machte der Pilot Herzog beim Besuch des Zeppelin allerlei Spiralschrauben und Sturzflüge; im Hangar hatte nun das arme Tüübli keine Räder mehr. Man

¹ glitschen = ausgleiten.

² köchelnd = mit raschelndem Geräusch atmen.

³ verglasten = starr und ausdruckslos werden.

hatte sie ihm abmontiert. Sie waren reparaturbedürftig. Auch im großen Hangar wurde geputzt, geölt und repariert. Viele Mechaniker putzten, schmierten und ölten einen „Fokker“. Das ist ein Reiseflugzeug. Das fliegt von Basel nach Amsterdam in sechs Stunden. Es hat drei Motoren und vier Tragflächen. Es ist also ein Doppeldecker. In der Kabine haben acht Reisende Platz. Vorn beim Motor, auf dem „Rutscheritz“, sitzen der Pilot und sein Mechaniker. Dieser „Fokker“ wiegt 31 Doppelzentner. Er kann 21 Doppelzentner Ladung mit hinaufnehmen. Wenn er voll beladen ist, wiegt er 52—53 Doppelzentner und fliegt so schwer durch die Luft.

Unterdessen war es etwas über 3 Uhr geworden. Da sagte uns der Boy oder der Flugpostdiener: Jetzt kommt die Flugpost von Genf an. Er schaltete die Sirene ein. Da heulte es laut über den Platz hin. Bald sahen wir am Himmel gegen Süden hin einen kleinen, schwarzen Punkt. Zusehends wurde er größer und größer und bekam Kopf und Flügel. Es war ein Flieger. In gewaltigem Bogen kreiste er über dem Flugplatz und ging dann, der Windrichtung entgegengesetzt, langsam zur Erde nieder. Die Räder rollten über den Wiesboden hin. Die Propeller furrten aus und standen bald still. Das Flugzeug hielt am Landungsplatz vor dem Hotel. Der Pilot kletterte von seinem hohen Sitz herunter wie früher der Postillon von seinem Rutscherbock. Die Reisenden stiegen aus der Kabine. Der Boy eilte herbei und nahm ihnen das Gepäck ab. Der Zöllner erschien und machte Kontrolle. Mechaniker brachten den Delwagen und pumpten Benzin in den Behälter für den Motor. Der Pilot untersuchte die Maschine wie ein Lokomotivführer seine Lokomotive. In fünf Minuten war alles wieder reisefertig. Die Propeller furrten, die Räder liefen immer schneller über das Feld. Plötzlich verließen sie den Boden, die Flugpost schwebte, stieg höher und höher und verschwand in der Richtung nach Zürich.

Wieder heulte die Sirene. Wiederum suchten wir den weiten Himmel ab. Richtig, schon wieder kam ein Flieger in Sicht. Er kam von Deutschland her. Es war ein Fokker mit drei Motoren. Auch er landete gegen den Wind. Wenn der Flieger in der Windrichtung landet mit Rückenwind, überschlägt sich das Flugzeug. Es macht dann einen Purzelbaum und steht auf den Kopf. Dann gibt es ein Unglück. Darum muß der Flieger vor der Lan-

dung immer beobachten, wie der Wind geht. Darum sieht man auch bei jedem Landungsplatz hohe Masten mit Windfäden. Jeder Windfaden sieht aus wie ein Hosenstöß, wie ein Hosenbein. Dieses Hosenbein flattert in der Luft und zeigt dem Pilot, wie der Wind geht. In der Nacht ist der Flugplatz außerdem hell beleuchtet, so daß man auch bei Nacht gut landen kann wie in einem Seehafen.

Der Luftverkehr hat in der Schweiz angefangen im Jahr 1919. In diesem Jahr wurden zwar nur Briefe spediert. Im Jahr 1920 flogen die ersten Luftreisenden. Es waren aber nur 7 Personen, die eine Luftreise wagten. Seither haben die Leute mehr Vertrauen bekommen zur Flugmaschine. Im Jahr 1928 flogen schon 16,150 Personen. Auch viele Pakete, Eilsendungen werden nun mit der Flugmaschine spediert. So kommen die frischen Meerfische fast immer per Flugpost von der Nordsee in die Schweiz. Die können also schwimmen und fliegen. Auch Gold und Schmucksachen und große Wertbriefe vertraut man gern der Flugpost an. Da können sie auf dem Weg nicht gestohlen werden. Im Jahr 1919 konnte man in der Schweiz nur von Genf bis nach Zürich fliegen. Heute aber hat die Schweiz viele Fluglinien. Von Basel aus fliegt man heute nach Zürich und St. Gallen, nach Biel und Bern, nach Lausanne und La Chaux-de-Fonds und direkt nach Genf. Dazu hat die Schweizer Flugpost noch Verbindung mit dem Ausland. So kann man von Basel aus fliegen nach Paris, nach London, nach Amsterdam, nach Kopenhagen und über Genf nach Spanien und über Zürich nach Oesterreich. Bald hüpfen die Flieger wie die Heuschrecken auf unserer Erdfugel herum. In 100 Jahren bekommt wohl gar jede Taubstumm-Anstalt eine eigene Flugmaschine und dann können die Kinder mit ihrem Papa durch die Luft fahren und nach Afrika, nach Amerika, nach Asien und Australien in die Ferien hüpfen. Und in 1000 Jahren, im Jahr 2930, sausen die Menschen wohl gar hinauf zum Mond und besuchen alle Sterne am Himmel. Was meint Ihr zu einem solchen Allervveltsflug? Wer will noch mitmachen?

Julius Ammann.

